

Dominika Rank

Matzewe in meinem Garten

Abenteuer eines jüdischen Heritage-Touristen in der Ukraine

UKRAINIAN VOICES

Collected by Andreas Umland

- 38 *Alina Nychyk*
Ukraine Vis-à-Vis Russia and the EU
Misperceptions of Foreign Challenges in Times of War, 2014–2015
With a foreword by Paul D’Anieri
ISBN 978-3-8382-1767-3
- 39 *Sasha Douzhyk (Ed.)*
Ukraine Lab
Global Security, Environment, Disinformation Through the
Prism of Ukraine
With a foreword by Rory Finnin
ISBN 978-3-8382-1805-2
- 40 *Serhiy Kvit*
Media, History, and Education
Three Ways to Ukrainian Independence
With a preface by Diane Francis
ISBN 978-3-8382-1807-6
- 41 *Anna Romandash*
Women of Ukraine
Reportages from the War and Beyond
ISBN 978-3-8382-1819-9

The book series “Ukrainian Voices” publishes English- and German-language monographs, edited volumes, document collections, and anthologies of articles authored and composed by Ukrainian politicians, intellectuals, activists, officials, researchers, and diplomats. The series’ aim is to introduce Western and other audiences to Ukrainian explorations, deliberations and interpretations of historic and current, domestic, and international affairs. The purpose of these books is to make non-Ukrainian readers familiar with how some prominent Ukrainians approach, view and assess their country’s development and position in the world. The series was founded, and the volumes are collected by Andreas Umland, Dr. phil. (FU Berlin), Ph. D. (Cambridge), Associate Professor of Politics at the Kyiv-Mohyla Academy and an Analyst in the Stockholm Centre for Eastern European Studies at the Swedish Institute of International Affairs.

Dominika Rank

MATZEWE IN MEINEM GARTEN

Abenteuer eines jüdischen Heritage-Touristen in
der Ukraine

ibidem
Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available in the Internet at <http://dnb.d-nb.de>.

ISBN-13: 978-3-8382-1810-6

© *ibidem*-Verlag, Stuttgart 2023

Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und elektronische Speicherformen sowie die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

All rights reserved. No part of this publication may be reproduced, stored in or introduced into a retrieval system, or transmitted, in any form, or by any means (electronic, mechanical, photocopying, recording or otherwise) without the prior written permission of the publisher. Any person who does any unauthorized act in relation to this publication may be liable to criminal prosecution and civil claims for damages.

Printed in the EU

Die Liebe zum Vaterland, früher häufig Objekt meines Spotts, erscheint mir – seit sie seit Februar 2022 in zahlreiche Blutbäder getaucht wurde – nun in einem anderen Licht.

In einem Licht, das sich in drei Bestandteile zerlegen lässt: Schmerz, Stolz, Schuld.

Inhalt

Vorwort.....	9
Teil 1	17
Teil 2	43
Epilog	263

Vorwort

„Heritage-Tourismus“ ist viel mehr als die Besichtigung bzw. Bewunderung unterschiedlicher durch Google oder eine Reiseagentur vorgeschlagener Orte und Objekte mehr oder weniger anerkannten kulturellen Erbes. Unter Heritage-Tourismus verstehen viele die Suche nach der eigenen Familiengeschichte in Ländern, in denen die Familie schon seit einer, oft auch zwei Generationen nicht mehr lebt und zu denen sie nicht mehr gehört. Außer diesem engen Fokus besitzt der Heritage-Tourismus noch andere interessante Eigenschaften, die ihn von anderen Tourismus-Zweigen unterscheiden.

Den alten, innen und außen schön verzierten Opernhäusern, Banken, prächtigen Villen und Denkmälern lokaler Größen – kurz gesagt: alles, worauf die lokale Bevölkerung ach so stolz ist – gönnen Heritage-Touristen höchstens ein paar flüchtige Blicke. Stattdessen drängen sie sich (oft einzeln reisend) durch enge, dunkle Gassen, fahren in klapprigen Bussen, welche noch nie „den TÜV“ gesehen haben und ihn nie bestehen würden, durch urige Gegenden, weit entfernt von den mit besonderem Komfort angelegten und durch Aufnahme in das UNESCO-Weltkulturerbe geadelten Touristen-Routen. Ein kleines, ärmliches Häuschen in irgendwelchen Dörfern und Siedlungen, in verschlafenen Städtchen, an Waldrändern, zwischen alten Ruinen ist oft das Ziel ihrer strebsamen Suche. Dort sollen ihre Oma, ihr Opa oder gar schon die Ureltern geboren worden sein. Diese nährten ihre Enkel und Urenkel mit endlosen Geschichten über ihre glückliche Kindheit in engen und gemütlichen grünen Gassen, in geräumigen, mit Kinderlachen gefüllten Höfen – so lange, bis diese, sich von einem alternden, nach der eigenen Kindheit sehrenden Hirn ausgedachten Geschichten in den Köpfen der Enkelkinder die Vollkommenheit einer realen Welt bekommen; einer Welt, die man heute mit einem Reisepass, einem lokalen Stadtführer und ein paar Flugtickets wirklich besuchen kann.

So bekamen die Enkelkinder, heute schon selbst Erwachsene, meist gut gebildet und häufig auch wohlhabend, ein persönliches

„Atlantis“. Und wie wohl jeder vertriebene oder geflüchtete Besitzer, fragen sie sich: Was wäre, wenn das Haus, die Gasse, die Stadt, das Land, die Menschen von zwei Kriegen, Deportationen, von Holocaust und Genozid, von Zwangsindustrialisierung und Dambauten, von Hunger und Wirbelstürmen sowie von Diktaturen verschont geblieben wäre? Wie würde dann mein Leben heute aussehen? Was und wer wäre ich? Wo wäre ich? Mit wem und gegen wen wäre ich? Was würde mir gehören? Heritage-Tourismus bietet praktische Antworten auf diese Fragen, so wie Gott den Menschen den Himmel anbietet.

Heritage-Tourismus im Sinne der Suche nach dem eigenen Familienerbe zeichnet sich außer durch diese ungewöhnlichen Fragen noch durch eine Komponente aus, die anderen Tourismusarten in Europa meist fehlt: Menschen! Gewöhnliche, alltägliche Menschen. „Einheimische“, also nicht die kitschigen Tanzgruppen in Restaurants, nicht irgendwelche Rezeptionistinnen und Rezeptionisten, keine Kellnerinnen und Kellner, sondern ganz normale, im „Jetzt“ lebende Menschen.

Im Unterschied zu für Touristen herausgeputzten Opernhäusern und breiten Prachtstraßen befinden sich die Objekte, welche für Heritage-Touristen von Interesse sind, üblicherweise in privatem Besitz. Dementsprechend muss man, um ein solches Objekt zu besichtigen, (es spielt keine Rolle, dass das Haus früher im Besitz der eigenen Familie war!), in Kontakt zu seinen heutigen Besitzern treten. Oft sind erste zaghafte Kontakte dieser Art bereits bei der Suche nach der gewünschten Adresse unvermeidlich: Verschiedene Regierungswechsel brachten neue Straßennamen mit sich; Archive haben manchmal die schlechte Neigung, in Flammen aufzugehen – und so müssen sich die Suchenden oft auf die mündlichen, fantasiereichen Anweisungen der heutigen Stadtbewohner verlassen. Dazu kommt noch die Suche nach einem Restaurant, Hotel oder Laden und bisweilen nach einem Arzt. Nicht selten sind solche Gespräche für beide Seiten, sowohl für Touristen als auch für Einheimische, ein Erstkontakt mit der anderen, unbekanntem Welt und seinen Repräsentanten. Beide beschenken sich reich mit vorsichtiger, fast schon misstrauischer Aufmerksamkeit. Das Auftauchen eines Fremden in einer verschlafenen Kleinstadt, die früher

zum Beispiel mal ein jüdisches Shtetl beherbergte, verursacht viel Aufregung. Kirchgänger, Verkäuferinnen oder Taxifahrer kratzten sich verlegen am Kopf zum Beispiel bei der Frage, wo man das Haus der Rubinstein-Familie finden könne, oder wo die „Mitzwa“ stehe, und schicken die Fragenden immer in eine andere (meist nicht die korrekte) Richtung. Warum kommt jemand hierher in ihr Dorf, das viele doch einfach am liebsten schnell verlassen würden? Was wollen die beiden Fremden? Was nur kann man auf im Sommer staubigen und in den anderen drei Jahreszeiten matschigen Straßen zwischen dem Tante-Emma-Laden und den Ruinen eines mit Löwen und sechseckigen Sternen geschmückten Gebäuden suchen? Wie verrückt muss man sein, um die Zeit, die man dem wunderschönen Opernhaus widmen könnte, lieber der Besichtigung eines alten Friedhofs zu widmen, obwohl dort nur noch die Zipfel alter Steine aus dem hohen Gras zu sehen sind?

Natürlich hat dieser Kulturschock auch seine unvermeidliche Reziprozität: er ist immer beidseitig. Die Heritage-Touristen kennen besser als viele lokale Hobby-Heimathistoriker die Karte des Vorkriegs-Shtetls, kennen sich in Gassen und auf Plätzen aus, wo einst die kleine Reisele oder der blasse Jankele, oder die heute auf einem Hunderte oder Tausende Kilometer weiter westlich gelegenen Friedhof ruhenden Rosa und Jakob damals spielten. Gleichzeitig zeigen sich diese Besucher oft ehrlich überrascht oder ernsthaft schockiert, wenn keine einzigen Koordinaten ihres „Atlantis“ heute mehr stimmen. Und das ist noch eine Besonderheit dieses Heritage-Tourismus: er verlangt eine gewisse Blindheit und Vergesslichkeit. Das vollkommene Eintauchen, die sinnliche Verbindung mit der Vergangenheit, all das sind Dinge, die diese Touristen typischerweise begehren. Dinge, die ihnen die wenigen Reiseagenturen mit „Heritage“-Profil auch versprechen. Diese Besonderheit verlangt zumindest ein wenig, die Realität der Gegenwart hintanzustellen. Der imaginäre Bildschirm mit einem darauf projizierten „Hollywood“-Film, mit einer Bühne, auf der einst ein Kantor sang, erschwert den Touristen das virtuelle Wiedererleben der alten Synagoge ihrer Vorfahren. Deswegen bevorzugen sie, alle möglichen Erscheinungen der Jetztzeit so weit wie es nur irgendwie geht zu ignorieren. Darunter eben auch die letzten immerhin bald achtzig

Jahre neuerer, anderer Geschichte auf dem Territorium der untergegangenen Shtetl ihrer Vorfahren.

Viel stärker als jeder Gegenstand aber erschweren vor allem die jetzigen Bewohner das Wiederbeleben des imaginierten „Atlantis“. Denn sie leben dort, wo früher das Shtetl war, sie atmen seine Luft, laufen durch seine verwinkelten Gassen, sogar wenn sie diese anders benennen (und nicht mal wissen, wie sie früher hießen). Sie eröffnen Kinos oder Ladengeschäfte in verlassenen Synagogen, oft ohne die geringste Vorstellung davon, von wem oder wozu diese Gebäude und Gassen einst gebaut wurden. Sie sind die Verkörperung der modernen Geschichte in ihrer unerträglichsten Gestalt: *kollektiven Vergessens*.

Wie tief in jedem von uns der Drang nach der Aufklärung der Anderen sitzt, dies wissen die Begleiter dieser Touristen nur zu gut. Kaum jemand ihrer Kunden versäumt es nämlich, zufällig an ihnen vorbeikommenden Passanten, also den aktuellen Bewohnern des ehemaligen Shtetls, Fragen wie die folgenden zu stellen: *„Wissen Sie, wer hier früher gewohnt hat? Wer in dieser Schule studiert hat? Wer auf diesem Friedhof begraben liegt? Nein, nicht? (Der oder die) war ein talentierter Wissenschaftler/in, eine weltberühmte Sängerin oder es waren einfach nur ganz normale Mitmenschen, die in nahen Wäldern, in flachen und namenlosen, von ihnen selbst ausgegrabenen Gräbern, ihre ebenfalls getöteten Kinder umarmend, mit einer Kugel im Kopf liegen. Die haben doch zumindest eine flüchtige Erinnerung oder Erwähnung durch diejenigen, die jetzt in ihren Häusern leben, verdient?!“*

„Natürlich wissen wir, wer hier gewohnt hat“ antworten empört die Einheimischen, bleiben stehen, stellen ihre schweren, mit Obst und Gemüse gefüllten Taschen – Geschenke der fetten Schwarzerde – auf den Boden, richten ihre müden Rücken auf, reiben die breiten Handteller gegeneinander, um das Blut wieder zirkulieren zu lassen, und zeigen mit dem Zeigerfinger links oder rechts auf diese oder jene Statue: *„Der war unser großer Dichter; die da – unsere wichtigste Schriftstellerin; der dort – das war unser erster Arzt; und der wiederum – ein tapferer Revolutionär und Kämpfer für unsere Unabhängigkeit.“* Ein wenig schadenfroh beugte der Reisebegleiter sodann,

wie sein Schützling um das Denkmal herum läuft und nach bekannten Buchstaben sucht. Er übersetzt die Inschriften dankbarer Nachfahren an ihre Vorfahren, die so viel für das Erstarren des heutigen, modernen Staats getan haben. Kein einziger jüdischer Name darunter, weder unter den Dankenden noch unter den Gestorbenen. Viele der Heritage-Touristen finden diese Tatsache ziemlich enttäuschend.

Jedes Volk hat seine Helden und Märtyrer, aber in jeder Stadt gibt es eben nur einen Hauptplatz. Wem wird die Inschrift am Sockel des dort stehenden Denkmals gewidmet? Warum nicht einfach zwei Denkmäler? Fragen dieser Art verwirren den Enkel oder die Enkelin des Holocaustüberlebenden...: *„Warum kann man denn nicht ein Holocaustdenkmal neben einem Denkmal zur Erinnerung an Deportierung, Genozid, Hungerkatastrophe oder welches andere Unglück auch immer errichten?“* *„Wenn schon nicht zwei unterschiedliche Helden Platz nebeneinander finden, warum können dann hier nicht wenigstens zwei Märtyrer friedlich nebeneinander in Stein oder Bronze verewigt stehen?“* Alle zucken bloß mit den Schultern.

Der Tourist empört sich über die Gleichgültigkeit seines Reisebegleiters, die Ignoranz der ehemaligen Nachbarn seiner Großeltern, er empört sich über die Stadtverwaltung und die Landesregierung, über die Verantwortungslosigkeit und Gedächtnisschwäche dieser einfachen Leute, gestern noch Bauern, die ihresgleichen Denkmäler stellen, Personen, deren Namen man niemals außerhalb des betreffenden Dorfes oder Städtchen hören wird. Nichts kann ihn über diese Enttäuschung hinwegtrösten: Weder die leckeren weißen Brötchen mit in Rum eingelegten Rosinen, noch die verkleinerten Kopien Shabbat-Challas, ebenfalls nicht eine kleine Gedenktafel an der örtlichen Schule mit jüdischen Namen darauf. Und es trösten auch nicht die wenigen in die fremde Sprache übernommenen jiddischen Worte, die der Wind sanft aus den Lippen auf der Straße spielender Kinder bis zu den Ohren des Besuchers trägt.

Die Suche nach den eigenen Wurzeln, nach dem einstigen elterlichen Haus führen den Enkel und seinen Begleiter weiter. Sie befragen Menschen – je älter, desto besser – sie bleiben vor hohen Holztoren stehen, werden manchmal hereingebeten, trinken dann warme, soeben gemolkene Milch, essen kräftiges, leicht nussiges

Brot mit duftend knusprigem Rand. Der Tourist ist höflich und interessiert, sein Begleiter versteht sich gut darauf, betagte Menschen redselig zu stimmen, das gehört schließlich zu seinen beruflichen Aufgaben. Und so, nach einer Tasse Milch, oder besser noch: einem Gläschen Hausbrand, strömt der Fluss der Zeit in die entgegengesetzte Richtung. Längst Verstorbene werden wieder in Erinnerung zum Leben erweckt, Ruinen wieder zu Elfenbeintürmen, man ist in eine Zeit zurückversetzt, in der Autos durch Pferdewagen und das Internet durch Gespräche verdrängt werden. Und früher oder später hört der zu Besuch gekommene Enkel auch von diesen, ihm fremden Menschen endlich all die Namen, die er bis jetzt nur von seinen Großvätern oder -müttern gehört hatte. *„Ja, (so und so) lebte dort, hinter der alten Mikwe, die jetzt eine Wäscherei ist. Er hat immer mit meinem Onkel Fußball gespielt und meine Tante nach dem Tanzen nach Hause begleitet. Sein Haus findet ihr zwischen der Wäscherei und der alten Bushaltestelle, dort wo früher das Haus meiner Eltern stand, bevor sie von den Sowjets deportiert wurden...“* Und bevor der Enkel es schafft, all die Anweisungen und Orientierungspunkte zu notieren, kehrt der Gedankenfaden des Zeitzeugen in seine einzige wahre Bahn zurück – zum Ich. *„Als ich noch klein war“ - „als sie meine Mutter festgenommen hatten“ - „als ich allein geblieben war...“* Ungewollt und ungefragt ergießen sich über die beiden Zuhörer immer neue Geschichten aus einem fremden Leben, die mit ihrer eigentlichen Frage nichts zu tun haben. In diesen Geschichten offenbaren sich dem Touristen die Wunden des ihm fremden Volkes. Er stellt sich vor, dass fast jede Familie einen Angehörigen verloren hat. Einer ist in Sibirien erfroren, ein Anderer im Gulag gestorben, ein Dritter wiederum an der Front erschossen. Die Wunden bluten, verursachen bis heute Alpträume, Angst, Schmerz und Rachlust. Das ganze Städtchen ist mit diesem Pestrauch durchtränkt. Von Versöhnung redet niemand, so als ob dies auch nicht nötig wäre. Wäre es nötig? Schulbücher in seinem Heimatland sind voll von Predigten über Versöhnung und Vergangenheitsaufarbeitung, Verantwortung, Analysen der eigenen Fehler. Kollektive Wunden wurde auf verschiedene Weise über mehrere Generationen in Therapien behandelt und so fest bandagiert, dass der darin versteckte Schmerz

nicht herauskommen kann. In diesem toten Shtetl blühen die bedrohlichen fleischfressenden Blumen der alten Traumata.

Nach dem Abschied, nach dem Obstschnaps noch leicht wackelig auf den Beiden, versucht der Enkel einer Holocaustüberlebenden zwei unterschiedliche Schmerzen der vormaligen Generation zuzuordnen, sie vermischen sich, gleichen sich, verstärken sich und werden schließlich ihm zu groß, unerträglich. Der Begleiter bringt ihn ins Hotel, morgen soll die Suche weiter gehen. Er schläft fest, sieht im Schlaf gestreifte Roben, rote Sterne und Hakenkreuze, hört Jiddisch, Russisch und Ukrainisch gleichzeitig in einem langen Schrei. Wacht auf, gießt lange Wasser über sein geschwollenes Gesicht, frühstückt schon morgens um sieben mit seinem Begleiter im dunklen Foyer, und macht dann um acht ein Foto von den durch hohe Fliederbüsche überwucherten Ruinen, die sein Atlantis sein sollten. Er steigt um neun in den Bus, und schon am gleichen Abend fliegt er ab. Er verabschiedet sich noch schnell von seinem Begleiter – der zeigt sich weder beleidigt noch überrascht. Beim Heritage-Tourismus sind solche Enttäuschungen möglich, wie Regenwetter während des Sommerurlaubs: nicht erwünscht, aber durchaus wahrscheinlich.

Im Flugzeug geht der Tourist seine alten Fragen nach. Doch das Spiel „Was wäre wenn...“ verliert seine Attraktivität. Wenn nicht im Ghetto, dann im Gulag; wenn nicht in der Gaskammer, dann in NKWD-Gefängnis; wenn nicht nach Israel, dann nach Kanada. Der fruchtbaren Erde war es offensichtlich egal, welche der Söhne und Töchter zu begraben waren und in welcher Sprache sie von ihrem Tod schrien. Die Vergangenheit verbirgt unzählige Schmerzen, Heritage-Tourismus ist ein probates Mittel, diese zu wieder zu erleben.

Mit dem Beginn des russisch-ukrainischen Krieges kam der spärliche Strom der Touristen, die auf dem Gebiet der heutigen Ukraine nach Spuren ihrer Familiengeschichte suchen, vorerst zum Erliegen. Das ist aber nur eine geringe Sorge. Alte Wunden wurden nun

vollständig geöffnet, aber nicht, um behandelt und geheilt zu werden. Nein: es wurde Salz in sie gestreut und frisches Blut wurde vergossen. Sie brennen unsäglich, voll Wut und Rache. Sie geben den Menschen Kraft und Mut, welche aber leider nur für das Kampffeld taugen. Was auch nicht gerade wenig ist, unter den Umständen. Was aber wird mit den Wunden geschehen, wenn der Krieg vorbei ist? Wer wird sie behandeln? Wie? Wie lange werden sie noch schmerzen?

Dieser Krieg hat eine neue Generation zukünftiger Heritage-Touristen geboren: sie wissen es selbst noch nicht. Sie gehen jetzt, seit ein paar Monaten, in neue Schulen in einem fremden Land, sie lernen neue Sprachen. Sie gewöhnen sich an ihr neues Heim und an neue Freunde, sie hören nachts ihre Mütter leise weinen, aber früher oder später, gut gebildet und oft wohlhabend, kommen sie oder ihre Kinder in das Land ihrer Eltern und Ureltern und werden nach deren altem Haus suchen, und das Spiel „was wäre aus mir geworden, wenn...“ in Gedanken spielen. Dieses Gedankenspiel gehört fest zur Grundausrüstung eines jeden „Heritage-Touristen“